



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Eine interessante Woche. Die Börsenfläue der dritten Dezemberwoche und die amerikanischen Vorkommnisse, die als verstärkende Ursache dazugetreten sind, laden zu einem Rückblick auf einige unsrer alten Themata ein, mit denen die moderne Kulturwelt sich so lange theoretisch zu beschäftigen gezwungen sein wird, bis sie ihre praktische Erledigung gefunden haben werden. Die Ersparnisse, d. h. die Ansprüche auf Verbrauchsgüter, die man im Augenblick nicht erwerben und genießen will, Ansprüche also, deren Verwirklichung man auf eine spätere Zeit verschiebt, diese Ersparnisse wachsen weit rascher an als die Verzehrkraft der Massen. Sie können deshalb nur zum Teil in wirklich produktiven Unternehmungen angelegt werden. Der überschüssige Teil sucht Unterkunft in unsicheren Unternehmungen in entfernten Gegenden und in Staatsanleihen auf unproduktive Zwecke, deren Vermehrung, die gleichbedeutend ist mit Verstärkung des Steuerdrucks, demnach von den Kapitalbesitzern erstrebt werden muß. So entsteht jenes internationale Papiervermögen, das, im Gegensatz zu sichern Hypotheken, Rentenbriefen und Eisenbahnaktien, nur Papiervermögen ist und nur so lange Zinsen abwirft, als solche irgend welchen nicht eigentlich verpflichteten Personen ausgepreßt und abgeschwindelt werden können, bis eines Tages die Seifenblase zerplatzt, das Papier seinen Scheinwert verliert. Damit nicht zufrieden, schafft das anlagebedürftige Kapital noch ein zweites Scheinvermögen, von dem man sagen kann, daß es auf Einbildung oder Schwindel der zweiten Potenz beruhe. (Entspringt die Kurssteigerung der wirklichen Wertsteigerung des beliebigen zinstragenden Gegenstandes, z. B. der Ertragssteigerung einer Eisenbahn, so schafft sie nicht einen Scheinwert, sondern ist nur der angemessene Ausdruck der eingetretenen Wertsteigerung.) Die ungeheure Vermehrung dieser Scheinwerte, der Umstand, daß so viele Millionen Menschen ihre Existenz auf solche Scheinwerte gegründet haben, daß sie niemals genau wissen, ob ihr Vermögen wirkliches Vermögen oder eine bloße Seifenblase ist, die unheimliche Wirrnis des modernen Zustandes, bei dem der größere Teil der Menschen nicht mehr auf eigener Scholle sitzt, sondern von dem Ertrag entfernter Schollen und ihm fremder Unternehmungen lebt, die er nicht kennt, von denen er oft gar nicht weiß, ob sie überhaupt vorhanden sind, der wachsende Druck, den dieses System auf die produktiv arbeitenden, die Erzeuger der mit den Zinsen zu erwerbenden Güter ausübt, und deren entsprechend wachsende Unzufriedenheit, die sich in immer schnellerem Tempo folgenden Krisen und Krachs, in denen zu Tage tritt, wie die Verwirklichung der Papierwerte immer schwieriger wird, das alles zusammen mahnt an einen nahen großen Kladderadatsch, der freilich anders verlaufen und zu andern Ergebnissen führen wird, als Bebel und die Seinen hoffen.

Es trifft sich gut, daß die Grenzboten gerade in diesen Wochen die Petroleumartikel gebracht haben, in denen der Verfasser (namentlich auf S. 622 bis 625), ohne unsre Ausführungen zu kennen, das Wesen des Geldkapitals und den Unterschied des Vermögens im Zeitalter der Geld- und Kreditwirtschaft von dem Grundbesitz der naturalwirtschaftlichen Zeit genau so dargestellt hat, wie wir es so oft gethan haben. Nur möchten wir die Leser bitten, einige zur Ergänzung des von Duimichen entworfenen Bildes notwendige Züge, die seinem Gegenstande fernlagen, nicht zu übersehen. Der Interessenkonflikt, wonach die einen niedrige, die andern hohe Warenpreise wünschen müssen, besteht nicht allein zwischen der Gesamtheit aller Produzenten und Dienste leistenden einerseits und den Besitzern des Geldkapitals andererseits, er macht, wie wir in der Besprechung des Marx'schen Haupt-

werks (vorjährige Hefte 27 und 29) gezeigt haben, bei der gegenwärtigen Lage der Dinge auch die Arbeiter und die Unternehmer, die Landwirte und die Industriellen, die Vertreter der verschiedenen Gewerbe, ja die konkurrierenden Angehörigen eines und desselben Gewerbes zu unversöhnlichen Todfeinden. Sodann darf man nicht übersehen, daß das internationale Geldkapital fast über alle Stände und Klassen verteilt ist; kauft doch auch der kleine Rentner Aktien und „Griechen.“ Insbesondere aber sind heute nicht allein alle Großgrundbesitzer zugleich Großindustrielle und alle Großindustriellen zugleich Großgrundbesitzer, sondern beide Klassen sind zugleich Besitzer großer Geldkapitalien. Je mehr in unsrer Zeit auch die reichen Leute durch die öffentliche Meinung zu einer bürgerlich einfachen Lebensweise gezwungen werden und sich vor der bei den Reichen früherer Jahrhunderte üblichen unsinnigen Verschwendung hüten müssen, desto unmöglicher wird es ihnen, ihre zwei oder vier oder sechs Millionen Reineinkommen zu verbrauchen, desto mehr also sehen sie sich genötigt, ihre Überschüsse in Papier anzulegen und, wie sich das bei einem bedeutenden Papiervermögen von selbst ergibt, Mitglieder und Mitbeherrscher der Börse zu werden. Andererseits verwandeln sich die erfolgreichen Börsenspieler, Spekulanten, Schwindler und sonstigen Schmarotzer mit der Zeit in Großgrundbesitzer und Großindustrielle; die das veräumen, die werden über kurz oder lang von den Wogen der Spekulation, die sie emporgetragen haben, wieder verschlungen; eines schönen Tages, nach einem Krach, stehen sie als Bettler da. Was dem flüssigen Kapital auf die Dauer Macht verleiht, sich einen so großen Teil des Arbeitsertrages der Völker anzueignen, das ist also doch zuguterletzt der gewöhnlich damit verbundene Besitz der Arbeitsmittel. Auch Rockefeller übt seine Macht als Erpresser durch den Besitz: den Besitz der Raffinerien, der Tankwagen, der Röhrenleitungen, und er hätte diese Macht nicht erringen können, wenn es ihm nicht gelungen wäre, andre Besitzer, die Besitzer von Eisenbahnen, als Bundesgenossen zu gewinnen. Mag also der Schwindel auch die Millionen im Nu erraffen, sie festzuhalten und als ein wohlgefügtes Pumpwerk zur Auspressung der Völker zu verwenden, das vermag er nur, wenn diese Millionen wenigstens zum Teil in Arbeitsmittel verwandelt werden. Was Rockefeller im Großen gethan hat, das thun unzählige Amerikaner, Gewürzkrämer und Fabrikanten z. B., im Kleinen: sie ruiniren ihre ärmern Konkurrenten durch Unterbieten, um einen größern Kundenkreis zu monopolisiren. Aber das können sie offenbar nicht durch Schwindelkünste allein erreichen, wenn solche auch mit zu Hilfe genommen werden, die Hauptsache bleibt doch immer, daß sie selbst eine Fabrik oder einen Kramladen haben. Was Macht und Geld oder Geld und Macht verleiht, das ist heute wie ehemals der Besitz, nur daß die Geld- und Kreditform den Besitz elastischer, flüssiger macht, seine Verwendbarkeit erhöht und ihm, je größer er ist, desto mehr das Wachstum erleichtert.

Wie aber der große Besitz Macht verleiht, den kleinen unsichern Besitz aufzusaugen und die Arbeit zu unterjochen, so verleiht der kleine sichere Besitz Widerstandskraft gegen das Großkapital. Der unverschuldete Bauer, und es giebt auch bei uns noch solche, ist so unabhängig von der Weltmacht des Großkapitals, daß er gar nichts davon spürt und von ihrem Dasein nichts wissen würde, wenn er keine Zeitungen läse. Die Kernfrage der Zeit bleibt also: Vermehrung des unabhängigen kleinen Grundbesitzes, und daher ist der Stumpfsinn erstaunlich, mit dem die Völker Europas die Verufung Clevelands auf die Monrovedoktrin hingenommen haben. Selbstverständlich hegen wir keine Sympathie für das unerfättliche England. Aber darum handelt es sich nicht, ob die Engländer einen Felsen Land von Venezuela abreißen oder nicht, auch nicht darum, ob die Yankees so verrückt sind,

sich dieses Fekens wegen in einen Krieg mit England zu verwickeln. Sondern es handelt sich um den Satz in Monroes Botschaft vom Jahre 1823: „Die amerikanischen Kontinente sollen infolge der freien und unabhängigen Stellung, die sie erlangt haben und behaupten, von nun an nicht mehr als offen für die Kolonisation irgend einer europäischen Macht betrachtet werden.“ Diesen Grundsatz dürfen die europäischen Völker nicht anerkennen, seine Durchführung nicht dulden, wenn sie selbstbewußte Kulturvölker und nicht Schafherden sein wollen. Es wäre unsinnig, wenn die Völker Europas zugeben wollten, daß die 45 Millionen Bewohner Südamerikas über 300 000 Quadratmeilen des fruchtbarsten Bodens der Erde als ihr unumschränktes Eigentum betrachten und behandeln dürften; noch unsinniger wäre es, den Satz: Amerika den Amerikanern, so auszulegen, daß den nordamerikanischen Spekulanten und Kapitalisten nebst einigem südamerikanischen Raubgesindel das Monopol auf die Ausbeutung des beinahe noch jungfräulichen herrlichen Erdteils gebühre. Was für unbehilfliche Wesen sind doch die Völker selbst nach ihrer Organisation in Staaten noch immer! Jahrzehntelang sehen sie müßig zu, wie überall in der Welt das Kapital der Arbeit zuvor und diese immer zu spät kommt, wie die Arbeit selbst auf jungfräulichem Boden, wo sie alles aus dem Nohen zu schaffen hat, gleich vom ersten Anfang an dem Kapital frohnden muß, und wie demnach das einzige durchgreifende Mittel zur Lösung der Wirren unsrer Zeit, die Vermehrung des freien landwirtschaftlichen Kleingrundbesitzes, immer schwieriger wird, binnen kurzem vielleicht unmöglich geworden sein wird!

Endlich erregen die gleichzeitig mit der allgemeinen Depression der Börse akut gewordenen Finanzschwierigkeiten der Vereinigten Staaten unser lebhaftestes Interesse. Der nach England reichste Staat der Erde — in dem dreifachen Sinne reich, daß er eine Menge Hundertmillionäre und nach der Markrechnung sogar einige Milliarden zu Bürgern hat, daß in ihm der Wohlstand bis tief in den untersten Schichten verbreitet ist, und daß er noch über dünn bevölkerte, wenig ausgebreitete Landesreserven verfügt — dieser reiche Staat gerät in finanzielle Schwierigkeiten und sieht sich von der Zahlungsunfähigkeit bedroht, weil er sich von den Silbergrubenbesitzern zu einer falschen Münzpolitik hat verleiten lassen!

Grundsätzliches zur sozialpolitischen Versicherung. Die Konferenz zur Beratung über die Abänderung unsrer sozialpolitischen Versicherungsgesetzgebung hat fast in überraschender Weise gezeigt, wie sehr man selbst an maßgebender Stelle daran zweifelt, ob sich die getrennte Fortführung der drei bestehenden Versicherungszweige — Krankenversicherung, Unfallversicherung und Invaliditäts- und Altersversicherung — empfehle. Das Gefühl, daß der gegenwärtige Zustand unhaltbar sei, ist von der Peripherie, wo es sich zuerst geltend machte, nachgerade zum Mittelpunkt gedrungen.

Erfreulich ist, daß der amtliche Bericht über die Konferenz, wenn er es auch zunächst für besser zu halten scheint, daß man es mit der Verbesserung der bestehenden Gesetze noch versuchen solle, doch die Frage offen läßt, ob man nicht lieber mit der Reform überhaupt warten solle, bis sich ein einwandfreier Weg zur Verschmelzung der verschiedenen Versicherungszweige gefunden habe. Ich glaube, wenn die zuständigen Behörden diese Frage recht im Ernste prüfen, werden sie nur zu der Antwort kommen, daß wenigstens solche Änderungen zunächst zu vermeiden sein werden, die sich im Falle einer spätern gründlichen Reform als wertlos erweisen würden.

So darf denn die Erörterung über einen vollständigen Neubau der sozial-

politischen Versicherung als eröffnet gelten, und es mag jeder, dem die Sache am Herzen liegt, in freiester Weise zu der Sache Stellung nehmen; d. h. ohne ängstliche Rücksicht auf Bedenken, die lediglich dem Wunsche entspringen, die einmal geschaffnen Einrichtungen und Formen so weit als möglich zu erhalten.

Das Verlangen nach der Reform ist von dem schwerbelästigten Publikum und von Männern der Praxis ausgegangen und richtet sich demgemäß nur nach dem praktischen Ziel einer Vereinfachung und Verbilligung, ohne viel darnach zu fragen, ob nicht auch die Grundsätze, auf denen die Versicherung beruht, einer Revision bedürftig seien. Mir scheint das aber doch der Erwägung wert zu sein, und zu solcher Erwägung anzuregen, ist der Zweck dieser Zeilen.

Die kaiserliche Botschaft vom 17. November 1881 hat die sozialpolitische Versicherung ausdrücklich darauf gegründet, daß mit der Niederdrückung sozialdemokratischer Ausschreitung eine positive Förderung des Wohles der Arbeiter Hand in Hand gehen müsse, da diese Klasse der Bevölkerung in der That Anspruch habe auf ein höheres Maß staatlicher Fürsorge, als es ihr bisher zu teil geworden sei. Staatsmännische Weisheit hat aber weiterhin vielfach — und das ist schon in den ersten Reichstagsverhandlungen über den Gegenstand zu Tage getreten — die Förderung des Wohles der Arbeiter überhaupt nicht als Selbstzweck aufgefaßt, sondern lediglich als ein Mittel, der Sozialdemokratie den Wind aus den Segeln zu nehmen. Nun sind ja beide Zwecke, sowohl die Besserstellung der Arbeiter als auch die dadurch etwa zu erreichende Zurückdämmung gefährlicher Wühlereien, nur zu billigen. Aber es fragt sich doch, ob die sozialpolitische Versicherung nicht auch ohne dies ein Erfordernis der Zeit gewesen wäre, und ob sie nicht auf eine breitere Grundlage zu stellen wäre.

Ich glaube, diese Frage bejahen zu müssen. Ich glaube, daß der Staat mit der Annahme des Grundsatzes der obligatorischen Armenpflege schon den Schritt gethan hat, der notwendigerweise in früherer oder späterer Zeit den Versicherungszwang zur Folge haben mußte und ihn auch in den Ländern, in denen man jetzt noch nicht daran denkt, zur Folge haben wird. Es ist gewiß recht, wenn der Mensch seinem unverschuldete in Not geratenen Mitmenschen aushilft, und es ist schließlich auch recht, daß er dazu gezwungen wird, wenn er es nicht freiwillig thut. Aber daß man den Fürsorglichen zwingt, für den Unfürsorglichen einzutreten, das ist doch nicht so ohne weiteres gutzuheißen. Es läßt sich ja verteidigen vom Standpunkt christlicher Milde aus, die durch die Schuld des Notleidenden einen dicken Strich macht; aber selbst wenn man gern diesen Standpunkt gelten läßt, muß man doch Vorkehrungen verlangen, daß nicht auf diesem Wege die Zahl der Unfürsorglichen vermehrt werde. Wenn der Staat der wirtschaftlichen Gesamtheit verbietet, einen Menschen verhungern zu lassen, so muß er ihr auch auf der andern Seite das Recht geben, von jedem Einzelnen zu verlangen, daß er in seinen guten Tagen für seine schlimmen Tage Fürsorge treffe. Diesem Erfordernis kann wohl auf keinem andern Wege Genüge geleistet werden, als auf dem des Versicherungszwanges.

Diese Auffassung des Zweckes der sozialpolitischen Versicherung hat natürlich auch Einfluß auf die Beantwortung der Frage nach den Zielen, denen die einschlägige Gesetzgebung in ihrer weitem Entwicklung entgegenzustreben hat. Als letzte Forderungen ergeben sich: 1. daß der Versicherungszwang (wenn auch nicht die Zwangsversicherung) auf alle Reichseinwohner ausgebehnt werde; 2. daß die Versicherung gegen Not jeder Art stattfinde, also nicht nur gegen die aus Krankheit, Invaldität, Alter oder Unfall, sondern auch gegen die aus Arbeitslosigkeit, Tod des Ernährers usw. hervorgegangne; 3. daß die Notrente nebst dem etwa

noch vorhandnen eignen Einkommen nicht hinter dem zurückbleibe, was der Mensch unbedingt zum Leben braucht.

Wie ich mir die Ausgestaltung einer so umfassenden Versicherung in der Praxis denke, das dürfte hier, wo ich nur zum Nachdenken über Grundsätzliches anregen möchte, nicht zu erörtern sein. Ich betone nur, daß nicht alles, was grundsätzlich als wünschenswert erscheint, auf einmal durchgeführt werden muß, und daß es den aufgestellten Grundsätzen schließlich auch keinen Abbruch thun würde, wenn man in dem einen oder andern Punkte aus praktischen Rücksichten (Umständlichkeit, Kosten) davon absehen müßte, ihre äußersten Folgerungen zu ziehen.

Ein wichtiger Punkt bleibt noch zu berühren. Es ist wohl ohne weiteres klar, daß eine Versicherung, die stattfindet, weil die Gesamtheit den Einzelnen zur Fürsorge für Tage der Not zwingen will, auch voraussetzt, daß jeder seinen Beitrag wirklich aus seiner eignen Tasche bezahle. Es müßte also auch der Arbeiter die volle Zahlung seines Beitrages übernehmen; es gäbe keinen Zuschuß der Arbeitgeber und keinen Reichszuschuß. Gerade hierin würde ich aber nicht eine Verschlechterung, sondern eine Verbesserung des Versicherungsverwesens sehen. Denn für die Zuschüsse weiß ja doch der Arbeiter dem Arbeitgeber und dem Reiche nur des Teufels Dank. Seine sozialdemokratischen Führer erzählen ihm, er sei um den Betrag dieser Zuschüsse und um noch viel mehr in dem ihm gebührenden Lohne verkürzt. Daran ist so viel wahr, daß der Arbeiter allerdings neben den Kosten seines laufenden Lebensunterhalts auch das verdienen sollte, was ihn für Zeiten der Krankheit, der Invaldität usw. sicher stellt. Ohne Zweifel würde er diesen Anspruch auf dem Arbeitsmarke durchgesetzt haben, wenn ihn nicht die obligatorische Armenpflege in dieser Beziehung sorglos gemacht hätte. Sobald und soweit nun die Armenpflege durch den Versicherungszwang ersetzt ist, gewinnt der Arbeiter notgedrungen die genügende Festigkeit, sich auf dem Arbeitsmarke binnen kurzer Frist die Lohnerhöhung zu sichern, die zur Bestreitung seiner Versicherungsbeiträge erforderlich ist, und es wird ihm um so leichter werden, als der Arbeitgeber in dem Augenblick, wo ihm neben seinem bisherigen Anteil an den Beiträgen noch eine Menge von Mühe und Ärger abgenommen wird, sich gewiß nicht allzu zähe zeigen wird. Gewiß aber kann es nur zur moralischen Hebung des Arbeiterstandes beitragen, wenn er nicht mehr als halbes Almosen zu nehmen braucht, was nun doch einmal nach seiner Überzeugung eigentlich aus seinem Verdienste bestritten wird. Damit kommen wir auf die Anschauungen einer für den Versicherungsgedanken grundlegend gewesenenen 1868 erschienenen Schrift\*) von Engel zurück, in der bereits ausgesprochen war, daß die Versicherung gegen Krankheit, Invaldität, Alter, Arbeitslosigkeit und Todesfall notwendig einen Teil des Verdienstes eines jeden Arbeiters bilden müsse. Man hätte diesen Gedanken von vornherein auch in der Praxis festhalten sollen.

Eberbach in Baden

J. G. Weiß

Etwas über Goethe. Professor Lorenz in Jena hat auf der achten Generalversammlung der Goethegesellschaft in Weimar einen Vortrag gehalten, worin er Goethe ein sehr weitgehendes Interesse an der äußern Politik zuspricht. In Goethes Kopfe wäre der Gedanke entstanden, den Fürstenbund zu gründen, und der Herzog hätte ihn dann später über alle Vorgänge in der Politik unterrichtet. Karl August wäre also Goethes politischer Lehmeister gewesen. Die Goethegesellschaft hat dem Vortragenden mit reichem Beifall gelohnt, und ihr Jahresbericht bestätigt diese

\*) Engel, Der Preis der Arbeit. Berlin, 1868.  
Grenzboten I 1896

Anerkennung, nachdem der Vortrag im Druck erschienen ist, in einer, so zu sagen, amtlichen Form. Sie dankt Lorenz für seine „inhalt- und gedankenreichen Ausführungen“; erst nach dem Drucke zeige sich, „welche vielseitige Anregung und neuen Gesichtspunkte der Vortrag gegeben habe“ usw.

Aber wir ändern, die nicht zu den glücklichen Genießenden an jenem Vortragstage gehört haben, sollten uns des vermeintlichen Gewinns nicht lange freuen, zu dessen Anerkennung sich jene durch ihren voreilig gespendeten Beifall vielleicht auch nachträglich verbunden fühlen. Denn nun ist ein angesehener Veteran der Goetheforschung auf dem Plan erschienen und zeigt uns in einem Buche von acht Bogen,\*) daß das alles eingebildet und erfunden sei, leichtfertigerweise erdichtet und —, doch wir wollen keine zu starken Ausdrücke gebrauchen, damit sie uns nicht als Originalleistungen angerechnet werden. Der Leser wird sie besser aus dem Buche Dünkers selbst entnehmen, wo sie ihm wie Schnellfeuer in der Schlacht entgegenfliegen und er sich freuen kann, daß sie nicht ihn zu treffen bestimmt sind, sondern den Senaer Professor, den unberufenen Eindringling in das Gehege der Goetheforschung, an dem hier, wie man zu sagen pflegt, kein gutes Haar gelassen wird. Man könnte das Buch von Dünker als eine Art von Arsenal für Zwecke der litterarischen Polemik benutzen.

Aber in dieser Lage befinden wir uns ja glücklicherweise nicht. Wir, die wir doch auch Goethe auf unsre Weise lieb haben, möchten nun vor allem gern wissen, wer denn eigentlich Recht hat. Lorenz ist einer unsrer geistreichsten Historiker; seinen Büchern verdankt man vielfache Belehrung und Anregung. Dünker ist ein bewährter Goethephilologe, und die Goethegesellschaft endlich, die Lorenz Beifall klatscht, sollte doch auch wohl etwas verstehen von dem, was ihr so zu sagen auf den Leib zugeschnitten ist, wie jener nun gedruckte Lorenzsche Vortrag.

Wir sind also ziemlich ratlos und möchten fast meinen, hier liege nicht eine einfache Thatsachenfrage vor, sondern etwa ein Problem der Erkenntnistheorie. Je nachdem ich mich eben stelle, erscheint mir die Sache. Lorenz hat den Eindruck gehabt, daß der Herzog wohl noch etwas andres getrieben haben müsse als Sauhaß und Kirmesschwänke (worüber man die Einzelheiten in Dünkers Buche sehr hübsch zusammengestellt findet), er hat vielleicht auch als Historiker ganz bestimmte Erinnerungen, z. B. daran, wie musterhaft und großartig sich dieser kleine Fürst an Friedrich Wilhelm III. Seite gegen Napoleon benommen hat. Er denkt ferner: ist Karl August als Fürst auch noch so geringfügig, mehr Ahnung von der großen Politik als der ehemalige Frankfurter Rechtsanwalt wird er immer noch gehabt haben; also wer der Gebende, wer der Nehmende auf diesem Gebiete ist, scheint klar usw. Schließlich wird aus solchen Gedanken ein Vortrag über Goethe; keine schwere Denkarbeit, sondern das Ergebnis einiger Feierstunden, und die Sache hat ihren Zweck erreicht, denn der Goethegesellschaft hat sie ausnehmend gefallen, nicht nur an jenem Tage in festlicher Stimmung, sondern auch noch bei näherer Überlegung, wie der Jahresbericht zeigt. Und die Goethegesellschaft wird so etwas doch wohl „verstehen,“ oder, wenn man darüber nicht ganz sicher sein sollte, für sie war der Vortrag doch bestimmt. Sie ging es vor allem an, ihr hat Lorenz genug gethan. Er kann also zufrieden sein.

Muß man denn gegen jeden Spatz eine Batterie von Kanonen auffahren? Dünker scheint dieser Meinung zu sein (obwohl das Versetzte an Lorenzens Vortrag bereits in Sybels historischer Zeitschrift hervorgehoben worden ist) und darum

\*) Goethe, Karl August und Ottokar Lorenz. Ein Denkmal von Heinrich Dünker. Dresden, Dresdner Verlagsanstalt, 1895.

hat er in diesem Buche ausgeführt, wie nach seiner Auffassung Goethe zu Karl August zu stehen kommt. Daß Goethe, wie in allen Stücken, so auch hier der Gebende, der Lehrer und Mentor des unreifen Herzogs ist, versteht sich für diese Auffassung von vornherein. Dazu giebt das Buch zahlreiche Belegstellen aus Goethes Werken, aus Briefen und Aufzeichnungen Goethes und anderer. Wir empfehlen es den Lesern angelegentlich. Aber was die prinzipielle Seite des Streits zwischen Lorenz und Dünker betrifft, so sind wir doch nicht der Ansicht, daß jemand, der einmal einen Vortrag über Goethe halten und drucken lassen will, die Verpflichtung hat, vorher die ganze Goethephilologie auswendig zu lernen, vollends wenn er dabei fürchten muß, den Stoff in dem betreffenden Hauptwerke „nach der Anlage desselben nicht vollständig und sehr zerstreut“ zu finden, wie Dünker in Bezug auf seinen „Goethe und Karl August“ selbst zugestehet. Oder aber die Goetheforschung müßte diese Vorstudien dem Suchenden durch die Art ihrer Arbeit wesentlich erleichtern. Wenn sie selbst z. B. neben der sachlichen Durchdringung auch die angenehme Leichtigkeit der Darstellung erstreben wollte, die ja Lorenz in so verführerischer Weise — nach Dünkers Meinung — erreicht hat, so würde solche gefahrdrohende Konkurrenz von selbst verschwinden. Und eigentlich sollte doch wohl, was über Goethe und für den größern Kreis der Gebildeten geschrieben wird, auch gut geschrieben sein. Leider können wir das von dem vorliegenden Buche Dünkers nicht sagen. Aber es widersteht uns, gegenüber den unleugbaren Verdiensten des verehrten Forschers mit Kleinigkeiten als Splitterrichter aufzutreten.

Wir bitten ihn statt dessen, sich zu vergegenwärtigen, was er Seite 38 f. über Goethes erstes Anknüpfen mit Karl August geschrieben hat, und sich zu fragen, ob das wohl jemand, der nicht „Goetheforscher“ ist, verständlich sein möchte. Goethe sagt in „Dichtung und Wahrheit“, als er Karl Augusts Besuch empfangen habe, hätten auf seinem Tische Möfers „Patriotische Phantasien“ gelegen. Das bestreitet Dünker und hält es für freie Erfindung Goethes. Wer aber eine solche Behauptung aufstellt, muß doch seine Gründe und ihre Fassung ganz besonders sorgfältig prüfen. Nun liest man aber bei Dünker, daß sich Goethe am 28. Dezember 1772 bei Möfers Tochter für das Buch bedankt habe, und wer nicht zufällig weiß, daß der erste Band der „Phantasien“ überhaupt erst zwei Jahre später erschienen ist, wird schwerlich einen Druckfehler vermuten, wodurch denn die ganze Auseinandersetzung unverständlich werden muß. Ebenso fehlt gleich darauf in einem Satze über Knebel die Hauptsache, das Verbum, und wir bleiben völlig im Unklaren, was es eigentlich an jener Stelle mit Knebel auf sich hatte.

Unter den mancherlei Stellen, wo Dünker gegen Lorenz Verwahrung einlegt, scheint eine besonders bemerkenswert. Goethe sagt über Wolfs Prolegomena: „Am Ende ist mehr Subjektives in diesem ganzen Kram.“ Lorenz bezieht „Kram“ auf die Kritik Wolfs, und man sollte meinen, das wäre richtig. Aber Dünker behauptet, es sei ein „Mißverständnis, Goethe eine solche Albernheit aufzubürden.“ Denn „Kram“ stehe dort im Sinne von „Sache.“ Wollte uns Dünker doch den Sinn seines „Sinnes“ und den Zweck seines Widerspruchs deutlich machen! überhaupt wäre bei vielem, was er gegen Lorenz vorbringt, weniger mehr gewesen.

Nach dieser Kanonade ist die Lektüre einer kleinen Schrift von Runo Fischer\*) eine Erholung. Im Frommannschen Hause in Jena hatte Goethe Minna Herzlieb kennen gelernt, das Vorbild der Ottilie in den „Wahlverwandtschaften.“ Als sie achtzehn Jahre alt war, dichtete der Sechszwanzigjährige auf sie, die damals

\*) Goethes Sonettenkranz, Heidelberg, Karl Winter, 1896.

keine Ahnung davon hatte, Sonette. Zehn Jahre später erhielt sie sie als Geburtstagsgabe. Von diesen Sonetten aber hatte Goethe einige an Bettina geschickt, die sie auf sich bezog und dann dichtend sich und andre täuschte, bis die Kritik diesem anmutigen Spiel einen andern Namen gab und sich, je nach dem Standpunkte der Beurteiler, verschieden über den „Briefwechsel mit einem Kinde“ ausgelassen hat. In der Hauptsache war das ja alles bekannt. Es ist bereits manches darüber geschrieben worden, zunächst im Anschluß an ein 1870 erschienenes Buch aus dem Frommannschen Familienkreise. Kuno Fischer faßt das Problem bestimmter. Er bezieht alle siebzehn Sonette in sorgfältiger Erklärung auf Minna. Aber gegenüber den Versuchen, ihr ein Empfinden oder ein Verstehen Goethes zuzuschreiben, wie man es bei Bettina oder Marianne von Willemer voraussetzt, hebt er schärfer als seine Vorgänger die überaus einfache, schwerfällige, passive Natur des äußerlich anmutigen Wesens hervor. Die Darstellung ist leicht und angenehm, wie man das bei solchen Schriften Fishers gewohnt ist.

Kierkegaard. Was ist echtes Christentum? Wenn wir gläubige Katholiken wären, so würden wir uns einbilden, es zu wissen. Da wir aber keinen unfehlbaren Papst haben, woher sollten wir es da wissen? Die größten Männer aller christlichen Jahrhunderte haben sich darüber gestritten; welche Annäherung wäre es, wenn wir Mittelmäßigen entscheiden wollten! Natürlich hindert uns diese Ungelehrtheit und Unwissenheit nicht, aus der Bibel, sowie aus dem Leben und den Worten bedeutender Christen Belehrung und Erbauung, Trost und Stärkung zu schöpfen, wie ja auch der nicht wissenschaftlich gebildete Mensch sich an den Speisen erquickt und damit seinen Leib aufbaut, obwohl er von ihrer chemischen Zusammensetzung und von ihrer Wirkungsweise keine Ahnung hat. Ist es also unmöglich, zu wissen, was das Christentum eigentlich sei, so ist es dafür ziemlich leicht, zu wissen, was es nicht ist. Beim Blick auf das Leben der Christenheit und auf die kirchlichen Einrichtungen haben in allen Jahrhunderten fromme Männer ausgerufen: Das ist nicht Christentum! Die unbequemsten unter den Richtern und Tadlern der Kirche wurden als Ketzer verfolgt. Zuletzt gelang es einer großen und mächtigen Ketzerei, dem Protestantismus, selbst Kirche zu werden, orthodoxe Kirche mit Glaubensgericht und allem sonstigen Zubehör, aber in ihrem Schoße starben die ernstesten und frommsten Männer nicht aus, die behaupteten, auch dieses erneuerte Christentum sei noch gar kein Christentum. Nun ja, gestanden schließlich die amtlichen Vertreter aller Konfessionen zu; wenn ihr das gar so streng nehmen wollt —; unvollkommene Christen sind wir ja alle, manche von uns sogar recht schlechte, und unvollkommen sind die kirchlichen Einrichtungen wie alle irdischen Dinge; aber die Kirche ist eben im Diesseits noch nicht die Gemeinde der Heiligen, das wird sie erst drüben sein; hier ist sie die Schule der Heiligkeit, die Erziehungsanstalt; wären wir schon erzogen, so bräuchten wir sie gar nicht. Worauf die Gegner mit den Worten antworteten, die (Apokalypse 3, 14 bis 16) dem Engel der Gemeinde zu Laodicea gesagt werden: weil du weder kalt noch warm, sondern lau bist, will ich dich ausspeien aus meinem Munde; ein schlechter Christ ist ein Unding; man hat sich entweder befehrt, und dann ist man ein Christ, oder man lebt das natürliche Leben weiter, dann ist man ein Heide.

In unserm Jahrhundert, wo alle Naivität verloren gegangen und schon der Schulknabe ein Kritiker ist, wird der Widerspruch der Sitten und Einrichtungen der Christenheit gegen die Bibel um so allgemeiner bemerkt, je eifriger die Obrigkeiten beflissen sind, im Namen des Christentums offenbar unchristliche Einrichtungen mit offenbar unchristlichen Mitteln aufrecht zu erhalten. Der Widerspruch wird

gleichmäßig von den Freunden wie von den Feinden des Christentums aufgedeckt. Das ist ja gar kein Christentum, rufen einmütig David Strauß und Carlyle, die Sozialdemokraten und die Männer der innern Mission, Egidy und Tolstoi. Die Kritiker der gläubigen Seite haben das gemeinsam, daß sie alle, der eine in diesem, der andre in jenem Stück, katholisieren. Einige neigen zur Askese und dringen auf Keuschheit nicht im Sinne Luthers, sondern im mönchischen Sinne, andre nennen den Prediger Priester und das Abendmahl Altarssakrament und wollen die Beichte wieder einführen, noch andre halten viel auf Kirchenschmuck und symbolische Handlungen, und durch das Ordensgewand der Diakonissinnen wird die protestantische Welt ganz säkularisiert und allmählich wieder ans Klosterwesen gewöhnt.

Unter allen modernen Richtern der Christenheit ist der in Deutschland und wohl überhaupt in der Welt am wenigsten bekannte, Sören Kierkegaard (1813 bis 1855), der radikalste gewesen. Er hatte, wie er selbst oft beklagte, das Unglück, ein Däne zu sein, also ein sehr kleines Publikum zu haben, aber jetzt, vierzig Jahre nach seinem Tode, wird er es vielleicht zu einer deutschen Gemeinde bringen. Nachdem in den letzten Jahren von einigen seiner Schriften neue Übersetzungen veranstaltet worden sind, von denen wir drei angezeigt haben (1890, erstes Vierteljahr, S. 341 und drittes Vierteljahr, S. 480), giebt jetzt Chr. Schrempf, den das anhaltende Studium des dänischen Theosophen aus der Landeskirche hinausgedrängt hat, zusammen mit dem Pfarrer A. Dorner, der ebenfalls sein Kirchenamt aufgegeben hat, die polemischen Schriften seines Meisters in zweckentsprechender Anordnung unter dem Titel: Sören Kierkegaards Angriff auf die Christenheit (Stuttgart, Fr. Frommann, 1896) heraus. Die „Akten“ des Angriffs liegen in dem zweiteiligen ersten Bande vor; ihnen soll ein Kommentar folgen.

Wer Kierkegaard noch nicht kennt, der möge sich nicht etwa einen polternden Kapuziner oder einen salbungsvollen Pietisten vorstellen. Er ist ein Genie, das Gedankenblitze schleudert, philosophisch und ästhetisch durchgebildet, theoretischer und praktischer Psycholog ersten Ranges, Herzensergründer und Herzenskürnder, und er arbeitet mit allen Mitteln des modernen Publizisten. Seine ersten Schriften, in denen er sich „verstellte,“ wie er es selbst nennt, seine religiöse Absicht unter der ästhetischen Maske verbarg und den Standpunkt seines Publikums einnahm, um es zu gewinnen,\*) machten Furore. Nachdem er sich so ein Publikum gebildet hatte, schritt er zum Angriff. Euer Christentum, sagte er den Leuten, ist eine Sinnes-täuschung. Ein geistlicher Stand, dessen Mitglieder für die Verkündigung des Christentums mit Pfünden und Titeln bezahlt werden, ist ein heilloser Unsinn. Denn das Christentum besteht eben darin, daß man allen diesen Dingen entsagt, „daß man nicht bloß nach solchem nicht trachtet, nein, daß man es um keinen Preis annehmen will, wenn es angeboten wird; daß man es ängstlicher flieht, als der irdische Sinn Elend und Leiden flieht; daß man es leidenschaftlicher flieht, als der irdische Sinn darnach begehrt.“ Christ sein heißt: den Willen Gottes thun; Christ sein heißt: leiden, verfolgt werden, aus den Synagogen gestoßen werden; wer selber in irgend einer Synagoge sitzt, der ist kein Christ. Christus hat nach allen menschlichen Gesetzen den Tod verdient, denn wenn er auch niemandem sein Vermögen oder seine Krone geraubt hat, so hat er doch schlimmeres gethan:

\*) Während er ein Büßerleben führte, besuchte er täglich das Theater, wenn auch nur, weil Arbeit seine ganze Zeit in Anspruch nahm, auf wenige Minuten, und zeigte sich täglich auf der Straße, um ja keinen Verdacht zu erregen, um die Meinung zu erwecken, er sei ein „Tagedieb“ wie die übrigen Honoratoren. Anders als durch solchen Betrug (der der sokratischen Fronte verwandt ist) könne man der Wahrheit keinen Eingang verschaffen. Der reine Jesuit!

er hat allen Gütern, die das Gesetz schützt, den Wert geraubt. Was Kierkegaard von den Geistlichen im einzelnen sagt, was er von den Königen als Beschützern des Christentums und der Geistlichkeit sagt, davon kann man bei der heutigen Laune der Herren Staatsanwälte in einer Zeitschrift nicht einmal eine Probe abdrucken; kein fanatischer Atheist, kein französischer Encyclopädist hat die „Pfaffen“ so wirksam verhöhnt und so vernichtend kritisiert wie dieser gläubige und heilige Christ, der in der Anschauung Gottes und, wie er selbst sagt, im Kloster lebte, obwohl er sein Haus in Kopenhagen nicht verließ. Denn für ihn, das glaubte er erkannt zu haben, gab es nur ein Entweder — Oder: entweder völlige Hingebung an die Sinnlichkeit oder das Kloster.

War er in diesem Punkt und als Mystiker ganz katholisch (auch seine täglichen geistlichen Übungen und Lesungen muten ganz katholisch an), so stand er dafür mit seiner Verachtung alles äußerlichen Kirchentums und mit seiner Verspottung des opus operatum auf dem äußersten Gegenpol des römischen Katholizismus. Einen „rein bestialischen Unsinn“ nennt er es, daß man ein Christ werden solle, „indem man als Kind durch einen Staatsbeamten ein paar Tropfen Wasser auf den Kopf bekommt und die Familie zur Feier dieser Feierlichkeit ein Gastmahl arrangiert.“ Daß das gar zu toll sei, schein die „Christenheit“ selbst einzusehen; deshalb habe sie die Konfirmation eingeführt, die aber nicht weniger ein Unsinn sei. „Handelte es sich um zehn Thaler, so würde der Vater sagen: »Nein, mein Junge, das kann man dir nicht überlassen, dafür bist du hinter den Ohren noch nicht trocken genug.« Wo es sich aber um die ewige Seligkeit handelt, und wo eine wirkliche Persönlichkeit hergehört, da ist das Alter von fünfzehn Jahren das passendste.“ Nur der vollkommene Mann könne ein Christ sein. (Ei ei, du großer Philosoph und Bibelleser! hat Christus nicht gesagt: Wenn ihr nicht werdet wie die Kindlein, so könnt ihr nicht in den Himmel kommen?) Nicht minder verächtlich spricht er von der Trauung. „In seinem Wort empfiehlt Gott den ehelosen Stand. [Wo wärst du, o Kierkegaard, wenn alle Welt oder auch nur dein Vater Pauli Rat befolgt hätte?] Nun ist da ein Paar, das sich heiraten möchte. Dieses Paar dürft je freilich, da sie sich Christen nennen, selbst darum Bescheid wissen, was Christentum ist; allein, lassen wir das nun dahingestellt sein. Die Liebenden wenden sich dann an den Pfarrer — und der Pfarrer ist ja eidlich auf das Neue Testament verpflichtet, und das empfiehlt den ehelosen Stand. Wenn er nun kein Lügner und Meineidiger ist, der auf die gemeinste Weise schnödes Geld verdient, so muß sein Verhalten folgendes sein. Er kann höchstens mit menschlicher Teilnahme für diesen menschlichen Affekt (daß sie verliebt sind) zu ihnen sagen: »Kinder, an mich hättet ihr euch zuletzt wenden sollen; in dieser Sache sich an mich zu wenden, ist ebenso sonderbar, wie den Polizeidirektor zu fragen, wie man es beim Stehlen angreifen solle.« . . . Eben der Umstand, daß ein Pfarrer dabei ist, ist das schlimmste am Ganzen. Willst du heiraten, so laß dich doch lieber durch einen Schmied trauen, da könnte es vielleicht noch am ehesten, so zu sagen, der Aufmerksamkeit Gottes entgehen; ist aber ein Pfarrer dabei, so kann es der Aufmerksamkeit Gottes unmöglich entgehen.“

Man würde sich aber täuschen, wenn man Kierkegaard zu den Reformatoren im gewöhnlichen Sinne des Wortes rechnete. Das will er schlechterdings nicht sein, er will nicht an die Stelle der schlechten kirchlichen Ordnung eine bessere setzen. Er fragt für seine Person: wie werde ich ein Christ? und nachdem er die Antwort gefunden zu haben glaubt, will er dem einzelnen Menschen, an den er sich wendet, zu derselben gefundenen Wahrheit verhelfen. Nur an die einzelne Seele richtet er das Wort, und nur um ihr zu zeigen, wie man nicht ein Christ wird,

kritisiert er die Kirche. Rudelbach hatte einmal geschrieben: „Wahrlich, gerade das tiefste und höchste Interesse der Kirche in unsern Tagen ist, daß sie vom Gewohnheits- und Staatschristentum emanzipiert werde. Das trifft ganz zusammen mit dem, was Sören Kierkegaard allen denen, die hören wollen, einzutragen, einzuschärfen und, wie Luther sagt, einzutreiben sucht.“ Zu dieser Emanzipation, zur Herstellung der Religionsfreiheit sei die Zivilehe ein unentbehrliches Mittel. Dagegen protestiert Kierkegaard auf das lebhafteste. Ein Feind des Gewohnheitschristentums sei er allerdings; er hasse es, in welcherlei Form es auch immer auftritt, das Gewohnheitschristentum der Sektierer, Erweckten, Hyperorthodoxen, Parteimenschen noch mehr als das der Leichtsinigen, die sorglos in der Einbildung dahinleben, sie seien trotz ihres irdischen Sinnes immer noch Christen. Dagegen habe er niemals nach „freien Institutionen“ oder irgend etwas dergleichen gestrebt, sondern stets gelehrt, das Christentum sei Innerlichkeit, die Formen seien völlig gleichgiltig; der echte Christ kümmere sich gar nicht um Formen, sie gingen ihn gar nichts an. „Die Apostel gingen nicht hin und schwagten mit einander und sagten: »Es ist unerträglich, daß der Hohe Rat Strafe auf die Verkündigung des Wortes setzt; das ist Gewissenszwang. Doch was sollen wir thun? Sollen wir nicht einen Anhang werben und dann eine Adresse an den Hohen Rat einreichen, oder versuchen, wie wir in eine Synode kommen? Es wäre nicht unmöglich, daß wir so durch ein Kartell mit unsern sonstigen Gegnern bei der Abstimmung die Majorität bekämen und so Gewissensfreiheit erlangten.« Gott im Himmel! Ihr ehrwürdigen Gestalten, vergebt, daß ich so habe reden müssen; es war notwendig. Wie benahmen sie sich vielmehr? Der Apostel ist wesentlich ein einzelner Mann. [Alle Gewissensfragen, heißt es weiterhin, betreffen nur den einzelnen Mann, denn ein Kollektivgewissen giebt es nicht; der einzelne Mann hat für sich allein leidend zu streiten und das Martyrium zu wählen]; Apostel halten sich nicht als Partei zusammen, das ist gar nicht zu denken; denn der eine sieht nicht auf den andern, was er thun soll; jeder ist für sich an Gott gebunden. So berät sich der Apostel mit Gott und seinem Gewissen. Darauf schließt er seine Thür auf und geht mir nichts dir nichts, aber mit Gott, auf die Straße, um das Wort zu verkünden. Angenommen, es begegnet ihm einer und sagt: »Weißt du, daß der Hohe Rat Geißelung auf die Verkündigung des Wortes gesetzt hat?« Der Apostel erwidert: »So, hat der Hohe Rat das gethan? so werde ich also gezeißelt werden.« »Morgen droht der Rat mit Todesstrafe.« »So? Hat der Hohe Rat das gethan, so werde ich also hingerichtet werden.« Er läßt also das Bestehende bestehen; nichts von Veränderung im Außern, nicht ein Wort, nicht eine Silbe, nicht ein Buchstabe davon, nicht der flüchtigste Gedanke in seinem Kopfe, nicht ein Blinzeln mit den Augen, kein Zucken mit einer Miene in dieser Richtung. »Nein, sagt der Apostel, laß dieses Bestehende nur unverrückt feststehen, denn es steht mit Gottes Hilfe auch unverrückt fest, daß ich heute gezeißelt und morgen hingerichtet werde; oder, was dasselbe ist, heute verkündige ich das Wort, und morgen, Amen.« O, habe Dank, Dank, daß du dich so benahmst; hättest du dich so benommen wie die modernen Christen, so wäre das Christentum nie in die Welt gekommen.“ Ebenso stellt er dar, wie sich Luther bei seiner Verhehlung benommen und nicht benommen hat; das muß man an Ort und Stelle, Seite 383, lesen, es ist köstlich.

Eine Persönlichkeit wie Sören Kierkegaard kann man nicht auf ein paar Seiten darstellen und noch weniger kritisieren; wir wollten nur darauf aufmerksam machen, daß Worte wie die seinen bei der gegenwärtigen Stimmung in Deutschland einen tiefen Eindruck hervorbringen müssen. Unfre eigne Stellung dem Radikalismus gegenüber, den er und mancher andre moderne Apostel vertritt, werden wir viel-

leicht später einmal darlegen, zunächst aber wollen wir Schrempfs Kommentar abwarten. Vorläufig verrät dieser von seiner eignen Stellung zu Kiertegaard einiges in der Einleitung; unter andern, daß er von den Ergebnissen der Gedankenarbeit des großen Grüblers manches (wie einige Äußerungen über die Ege) kurzerhand als widersinnig abweist, daß ihm dagegen die Fragestellung und Methode des religiösen Denkens bei Kiertegaard als das eigentlich Wichtige erscheint.

## Litteratur

Geschichte der griechischen Litteratur. Von Ernst Kroker. Erster Band: Die Poesie. Leipzig, Fr. Wils. Grunow, 1895

In den weitem Kreisen der Gebildeten besteht heute zur griechischen Litteratur nur ein sehr entferntes Verhältnis. Wer nicht von der Schulbank her Homer und Sophokles kennt, lernt sie im Leben selten anders als vom Hörensagen kennen. Der Schreiber dieser Zeilen gehört zu den Leuten, die das bedauern. Er erinnert sich, wie in seiner Jugendzeit — die Litteratur hatte sich kaum erst von der Romantik freigemacht — auf dem Bücherbrett gebildeter Frauen Bossens Homer stand, und wie in litterarischen Zirkeln aus der Donnerstagen Sophokles-Übersetzung gern vorgetragen, auch wohl ein Stück daraus mit verteilten Rollen gelesen wurde. In den letzten Jahrzehnten haben wir freilich etwas schnell gelebt und viel vergessen, in der Litteratur manches beiseite geschoben, was unsre Väter anzog und begeisterte, und manches aufgegriffen, vor dem ihnen grauen würde, und vor dem uns nachgerade selber zu grauen anfängt. Aber das hindert uns ja nicht, zurückzukehren zu dem Quell der Poesie: wie wäre es, wenn wir uns wieder einmal nach Homer umsähen und der von ihm begonnenen und beherrschten griechischen Litteratur? Einen Wegweiser in ihr schönes Reich giebt es jetzt, wie sich kein lebenswürdigerer denken läßt, in dem hier genannten Buche Krokers. Es ist ein Buch beileibe nicht zum Nachschlagen, sondern zum Lesen, wirklich wie ein Unterhaltungsbuch genutzreich zu lesen, in kräftiger und feiner Sprache, mit anschaulichen Schilderungen und gebiegenen Urteilen. Es steckt viel Wissen darin, aber der Verfasser ist zu geschmackvoll, den Blick darauf zu lenken; statt viel über die Litteratur zu reden, läßt er die Litteratur selbst gern reden, und sie redet in seiner Verdeutschung eine klangvolle, modulationsreiche Sprache. Mit großem Geschick hat er ohne jede Gewaltanwendung die einzelnen Erscheinungen der Dichter und Dichtungsgattungen in einen fortlaufenden Zusammenhang gebracht und durch treffende Verteilung von Licht und Schatten die Hauptpunkte vor den übrigen hervorgehoben. Homer und das Epos, die scharf gezeichneten Charakterköpfe der Lyriker und die Blüte attischer Poesie, das Drama, zieht in wechselnden und immer fesselnden Bildern an uns vorüber. Der Berichterstatter müßte sich sehr täuschen, wenn an diesem Buche nicht auch unsre Frauen Gefallen fänden. Aber nicht nur ihnen, sondern allen Freunden edler Kunst empfiehlt er es, und er ist sogar der Meinung, daß es sich vortrefflich dazu eignen würde, in den obern Klassen unsrer höhern Schulen ohne Griechisch, auch der für Mädchen, in die alten und ewig jungen Werke der griechischen Dichter einzuführen. Möge sich der zweite Band, der in der Prosa einen spröderen Stoff zu bewältigen hat, dem ersten in gleicher Vorzüglichkeit bald zur Seite stellen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig  
Verlag von Fr. Wils. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig